II. Jahr. Heft 1.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Ludwig v. Ficker: Harden über Schönherr / Hugo Neugebauer: Brenner / Carl Dallago: Das Dienstmädchen / Guido Höld: Im Märzenwind / Richard Huldschiner: Der goldne Stirnreif / Richard Smekal: Im Juni / Carl Dallago: Heimat / Benedikt: Innsbr. Kunstschau IV. — Karikaturenfolge 25: Max von Esterle: Prof. Rudolf von Scala.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr. Innsbruck / 1. Juni 1911. Heft 1.

Harden über Schönherr / von Ludwig von Ficker.

„Wie Glocken dumpf aus dichtem Nebel klingen,
schallt unser Wort und Werk hier ob dem Lande;
zergrübelt und gewogen vom Verstande,
will es nur schwer in dürre Herzen dringen."

(Aus einem Sonett von Herbert Eulenberg, veröffentlicht in demselben Heft der „Zukunft", in dem sich Maximilian Harden über „Glaube und Heimat" ausläßt.)

Sensationserfolg, Preisauszeichnung, Sanktionierung durch den deutschen Kaiser, Verhimmelung wie Herabsetzung seitens der Kritik, konfessionelle Hetze, Plagiatbeschuldigung und so weiter — man mag in all dem dekorativen Mißgeschick, das Schönherrs prunklose Tragödie betroffen, just nicht die reinste Wirkung eines Kunstwerks erblicken, eines war aus dem Widerstreit hingebungsvoll entblößter und feindselig geharnischter Affekte unzweideutig herauszuspüren: „Glaube und Heimat" hatte Herzen eingenommen. Für und wider sich. Wahllos, meinten die Bedächtigen, denen für alle Fälle ein Herz auch hinter der Stirne schlägt und die ihre seelische Sonderempfänglichkeit vor der Ansteckungsgefahr einer Massenergriffenheit stets zu bewahren wissen. Mich aber dünkt, daß das Sicher- und Gerad-Ausschreitende dieses Stückes, daß sein scheinbar unkomplizierter, auf höchstgesteigerte dramatische Kontrastwirkung eingestellter Mechanismus nur dann hinsichtlich seiner künstlerischen Wirksamkeit in Frage gestellt werden dürfte, wenn er sozusagen seelisch leer liefe, d. h. wenn er das überzeugende Pathos seelischer Konflikte,

das ihm zugrunde liegt, in eine bloß überredende Pathetik der Worte und Geberden umgesetzt und es auf diese Weise platt geschliffen hätte. Nun ist zwar nicht zu leugnen, daß ein leiser Schatten solcher Gefahr manch einem Wort, mancher Geberde dieses Dramas nachgeht und daß die Bühnenresonanz an einigen betonten Stellen die dichterische überwiegt. Nirgends aber ist diese unterdrückt, und dies hervorzuheben, scheint mir nötig, da es nicht angeht, dem Dichter aus einem Härchen einen Strick zu drehen. Wie es jene versuchen, die das Herzbewegende dieser Dichtung ablehnen, ohne es in Abrede zu stellen. Dennoch möchte ich glauben, daß sich in diesem letzteren Fall immerhin eine — meinetwegen nervöse — Kunstauffassung zur Wehr setzt, die deshalb, weil sie differenziert erscheint und weil sie nur subtileren Emotionen von der Bühne her zugänglich ist, noch keineswegs — wie dies Herr Harden will — als Snobismus und „keifendes" Ästhetentum verketzert zu werden braucht. Denn die Feinnervigkeit eines Urteils in Dingen der Kunst wird durch die Schwachnervigkeit des Urteilenden weder bedingt noch in Frage gegestellt. Und die Weitherzigkeit einer Kunstkritik offenbart sich nicht darin, daß sie ihr Resonanzvermögen nach der Breite, sondern darin, daß sie es nach der Tiefe hin ausdehnt. Sie frägt nicht dem Zweck nach, sondern den Mitteln; nicht dem Wollen, sondern dem Müssen; nicht der Vollendung, sondern dem Ursprung. Nichts verkehrter daher, als wenn Herr Harden der scheinbaren Enge solcher Auffassung mit dem dogmatischen Hinweis begegnet: „Fähigkeit zur Unterscheidung der Zwecke: das Erste Gebot im Lehrbuch der Kritik; danach kommt die Prüfung der Mittel: waren sie notwendig, nützlich (!), für den Zweck besser geeignete zu finden?" Ein solches Kritikasterverfahren, das die gebotene Frage nach der Notwendigkeit der Mittel durch die müßige nach deren Nützlichkeit in den Wind schlägt, hat sich mit Kunst nicht auseinanderzusetzen; es mag dem Machwerk gegenüber zu Ehren kommen (dem derart zu einer fadenscheinigen Gloriole verholfen werden kann), nie aber dem Kunstwerk gegenüber, das in seiner Vollendung eine zwecklose Einheit darstelt.

Es unterliegt nun freilich keinem Zweifel, daß Herr Harden

Schönherrs Tragödie für ein ausgemachtes Machwerk hält, über dessen „Zweck" sich der weitsichtige Herausgeber der „Zukunft" natürlich klipp und klar ist. Beabsichtigt war — wie auch der kompromittierende Erfolg beweist — ein Theaterstück, das der Menge gefällt. (Großstädtisches Premiérenpublikum soll solche offenkundige Absicht zwar nicht selten mit Verstimmung quittieren.) Ein Theaterstück, das keinen andern Ehrgeiz kennt als den: „hunderttausend Ohren Verständliches zu sagen, hunderttausend Herzen in schnelleren Puls zu hitzen." Mir scheint dies nicht so sicher. Denn eine Spekulation wie diese wäre unfehlbar zu dem Schluß gekommen, daß jedes andere Thema zu diesem Zweck sich besser eignen möchte als die Aufrollung eines längst entschiedenen Glaubenskampfes, den ein modernes Theaterpublikum teilnahmslos verfolgen müßte, sobald die dichterische Energie fehlt, die diesen unzeitgemäßen Konflikt in die Sphäre des rein Menschlichen erhebt. Dessenungeachtet bleibe Herrn Hardens grundlegende Überzeugung unangetastet! Nur möchte man meinen, er müßte dann so konsequent sein, sich einfach mit dem Nachweis zu vergnügen, daß der Billigkeit des von Schönherr angestrebten Zweckes die Billigkeit der aufgewendeten Mittel entspricht. Statt dessen geht er ernsthaft der eignen Theorie zu Leibe, indem er an diese Mittel Ansprüche stellt, die ein Autor auch dann ignorieren müßte, wenn ihm die höchste dichterische Absicht zugebilligt würde. Die Methode, die Herr Harden hier beliebt, spricht aber nicht nur für die Hinfälligkeit der Prämisse, von der seine Beurteilung der Schönherr'schen Tragödie ausgeht, sie bezeugt zugleich eine derart profunde Verkennung dichterischen Wesens überhaupt, daß er wahrlich keinem der Kritiker, die gegen „Glaube und Heimat" aus künstlerischem Sonderempfinden Stellung nahmen, das Recht hatte „kalt erkünsteltes Ungestüm" vorzuwerfen — keinem außer sich selbst! Denn diese Methode kennzeichnet, brandmarkt und vernichtet sich durch seinen Hinweis: Er habe „Glaube und Heimat" — ich zitiere — „seiner Hirnschale konfrontiert."

Nicht im Theater, versteht sich, wohin er das Stück verbannt, sondern daheim vor dem „gedruckten" Buch — „in eines Zimmers Stille", wo man den ganzen Kram seines lexikalen Wissens un-

behindert auspacken kann, wo man zu allem eigenen Überfluß auch noch den Lamprecht und den Loesche zur Hand hat und wo man, gestützt auf diese maßgebenden Koryphäen, einem ahnungslosen Dichter des Langen und des Breiten auseinandersetzen kann, wie sehr „Titel, Gattungname und Zeitangabe" seiner Schöpfung „in eine Betrachtung zwingen", die dem „harmlos(!) im Theater Sitzenden" leider fern bleibe. Der Zwang dieser Betrachtung erstreckt sich vornehmlich auf die Feststellung der Tatsache, daß Herr Schönherr die politische Bedeutung des von ihm dramatisierten Abschnittes aus der vaterländischen Geschichte nicht erfaßt oder geflissentlich mißachtet hat (zu seiner Ehre sei's gesagt, ich traue ihm beides zu). Daß er sich die längst überholte Auffassung seines verewigten Kollegen Friedrich von Schiller zu eigen gemacht, der in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges ohne Zweifel noch nicht die nötige Distanz zu diesen Dingen gehabt habe — kurz, daß der mit abgestandenen Rührseligkeiten geschwängerte Geist dieses historischen Schaustücks gegen den nüchternen Sinn der Geschichte verstößt. Oder, wie ich es mir ausmale: Gegen die strikte Ordre der Geschichtsforschung, die ja in der beneidenswerten Lage ist, durch retrospektive Betrachtungsweise einem abgeschlossenen historischen Verlauf überhaupt erst einen „Sinn" nachzuweisen; einen, nicht seinen (den gibt's nicht), sondern einen von vielen und keinen, der sich in Permanenz erklären ließe. Soweit es sich um bloße Haupt- und Staatsaktionen handelt, mag solches Verfahren — ich weiß da nicht Bescheid — nicht nur berechtigt, sondern auch verdienstlich sein. Zweifellos verhängnisvoll aber wird es, wenn es dem „Sinn" geschichtlicher Ereignisse nachspürt, bei denen ein im höchsten Sinne Sinnloses, nämlich der Affekt, die treibende, wenn auch nach außen hin nicht selten unterliegende Kraft darstellt. Uebrigens, wer bürgt denn einem Chronik-Interpreten dafür, daß ein Same, der vor Jahrhunderten in Grund und Boden gestampft wurde, nicht heute oder morgen, nicht in zehn oder in hundert Jahren aufgeht! Die Frage nach der Zweckmäßigkeit solchen Geschehens beißt sich hier in die Zunge. Wenn also ein Dramatiker in seelischer Ergriffenheit dieses Bekenntnis gestaltet: Die Gegen-

reformation bedeutet mir eine Tragödie elementarster menschlicher Bedrängnisse, und ein gelehrter Sachverständiger stellt demgegenüber „ohne Pathos und wütenden Hohn" fest: „Die Gegenreformation bedeutet in Oesterreich Stabilierung der Monarchie, des Absolutismus und bis auf einen gewissen Grad auch des Zentralismus", so hat ein Unparteiischer die Pflicht, ein Duell zwischen den beiden zu verhindern und sie so gegeneinander aufzupflanzen, daß sie sich — respektvoll meinetwegen, aber unzweideutig — den Rücken kehren. Herr Harden aber nimmt den Lamprecht her, hält ihn dem Schönherr unter die Nase, bestätigt die Gräuel, die diesen in dramatische Pöbelwut versetzten, rechtfertigt sie jedoch und meint, auf eigene Faust dozierend: „Konnte ein Kaiser, der sich in der Macht halten wollte, anders handeln? Muß man, um dieses Handeln zu bemakeln, heute noch, wie in Schillers Tagen, zwinkernd an die Tatsache erinnern, daß Ferdinand aus Loretto und Rom den Mut zu solchem Entschluß heimbrachte? ... Ferdinand durfte nicht wehleidig zaudern ... Ob's dabei grausamer zuging, als nötig war? Eine Schulfrage für Kinder, die in einem Aufsatz den Segen der Gewissensfreiheit zu preisen haben." Will sagen: Keine Aufgabe für einen erwachsenen Dramatiker. „Die Tragödie eines Volkes?" Mon dieu! „Die Tiroler sind lustige Leute geblieben; die Zeitgenossen Hofers und Speckbachers so fröhlich und stämmig wie die Ahnen, die Philippine Welser als Frau eines Erzherzogs leiden und siegen sahen ... Ein Glaube, der so völlig, wie ein Unkraut mit Stiel und Stumpf, auszujäten war und auch unter hellerer Sonne nicht nachwuchs, konnte aus diesem Erdreich nie ins Breite sprießen. Vor dem Schöppenstuhl der Geschichte hat Ferdinand Recht behalten."

Voilà, Sie lustiger Tiroler! Doulieu, holdrio! Doulieux! —

Doch Spaß beiseite: Herr Harden meint es ernst, bitterernst. Was gilt diesem blutrünstigen Gehirnpathetiker ein armseliger Glaube gegen Feuer und Schwert, das diesen Glauben niedergerungen! Was gilt ihm Menschenrecht gegen Staatsbürgerpflicht; Gewissensnot gegen Staatsraison! Vergebens würde man ihm klar zu machen versuchen:

Erstens, daß Argumente, die einem Intellektiker zu Kopf gestiegen sind, einem Dichter noch lange nicht zu Herzen gehen müssen. Zweitens, daß die Ueberlegenheit eines kunstkritischen Standpunkts nicht durch die Distanz erwiesen wird, die den Kritiker von der Erkenntnis der Grundelemente künstlerischen Schaffens trennt. Drittens, daß eine geistig verkappte Gemeinverständlichkeit, die „Köpfe" für sich einnehmen will, einer offenherzigen Gemeinverständlichkeit, die sich Herzen erschließt, nichts am Zeuge zu flicken hat. Viertens, daß die Intellektualisierung der Gefühlswelt das kunst- und kulturfeindlichste Prinzip und fünftens und sechstens und überhaupt: daß die Politisierung der Menschheit, die Herrn Harden und seinem wissenschaftlichen Leitstern als fires Ideal vorschwebt, Tod allem Menschlichen bedeutet!

Aber — da hat die Sache auch schon ihren Haken. Herr Harden versteht sich selbstverständlich auch aufs Menschliche. Er weiß auch um die Innendekoration Bescheid. Seiner Auffassung vom Menschlichen ist zwar förmlich anzuriechen, daß sie in demselben Prunkbett erzeugt ist, auf dem sich eben noch die geschichtliche Erkenntnis breit und steif machte, um Herrn Harden jene Anhaltspunkte darzubieten, die eben einer braucht, der „in bequemer Gewöhnung die aufgesparten Bleibsel seines Wesenssaftes in die Form träufeln läßt". Aber das hindert ihn höchstens, der primitiven Psychologie der Schönherrschen Gestalten gerecht zu werden, während es ihn anderseits ermächtigt, Todsünden wider den komplizierten Geist seiner Psycho-Logik sozusagen auf dramatischer Tat zu ertappen und sie zur Strafe in die Zwangsjacke seiner Ironie — einer Ironie ohne Witz und tiefere Bedeutung — zu stecken. Kein Wunder also daß sich ihm diese Tragödie eines Volkes lediglich als das „Mißgeschick einzelner Querköpfe" entpuppt. Nämlich: „Das Menschlichste ist ihnen fern: Die Buntheit des Empfindens, die Polyphonie des Wollens. Jeder scheint, wie einer Schallplatte, eine Melodie eingeritzt; eine nur, die nach jeder Kurbeldrehung ertönt. Jede hat, wie Wagners Mechanikermenschheit (!), ihr Leitmotiv, das sie von den Schachtelgefährten unterscheidet."

Und das muß stimmen. Das pervertierte Huttenwort: „Hier

stehe ich. Gott helfe mir: ich kann auch anders!" steht nicht in ihrem Kalender. Die armen Teufel! Was sollten sie auch mit der kunterbuntesten Polyphonie des Wollens anfangen, da sie ihr Schöpfer nun einmal dazu verdammt hat, sich an der Monotonie eines Müssens zu verbluten, die Querköpfe zu Charakteren, Widerspenstige zu Helden und „klug verdumpfte" Simpel, die auf die Schrift, nicht auf die Schriftgelehrten schwören, Hals über Kopf zu Märtyrern macht! Man denke nur an den Alt-Rott: „Ein alter Bauer, der sich das Erdenglück durch lautes Bekenntnis zu Rom, die Himmelsseligkeit durch das Bekenntnis zu Wittenberg und Augsburg erlisten will!" Ein Zwiespalt, den Menschenkenner tief ergreifend! Der Leutekenner Harden aber fügt hinzu: „so witzige Wendungen sind auf unserem Theater wirksam." Die witzige Wendung aber scheint mir hier doch die: daß der gestrenge Zensor so gar nicht merken will, wie rührend dieser Alt-Rott doch bemüht ist, der Hardenschen Theorie von der Polyphonie des Wollens entgegenzukommen. Es hilft dem alten Witzbold nichts; hilft auch der anderen verrotteten Horde nichts. Dem Peter Rott zum Beispiel. Hat dem Kerl, als er ins Exil mußte, der wohlhabende Bruder nicht etwa einen Zehrpfennig zugesteckt und ihm den Weg in ein Land gewiesen, „wo er sicher in seinem Glauben wohnen und mit dem Pflugschar einen Acker zerkrumen" konnte? Was ficht ihn an? Was bleibt er nicht im Auslande und nährt sich redlich? „Kühle Vernunft, die solche Fragen stellt, hat in Schauspielhäusern zu schweigen", bemerkt hiezu Herr Harden sehr mit Recht. Aber die gott- und geistverlassene Vernunft, die hier nicht spürt, daß die Disharmonie der Triebe, von der die Leierkastenbrust des ruhelosen „Rückkehrlers" so ganz besonders eintönig beseelt ist, menschlich viel tiefer resoniert als es die farbigste Polyphonie des Wollens je vermöchte, — kühle Vernunft, der solches Mitfühlen verwehrt ist, täte gut daran, sich auch daheim in eines Zimmers Stille — trotz Lamprecht und trotz Loesche — recht gründlich auszuschweigen. Sie wird es nämlich auf diesem Wege nie erreichen, Theater- wie Lesepublikum zu jener Einsicht zu erziehen, die aller Hardenschen Weisheit Schluß ist und die sich — überredend mehr als überzeugend — dahin

äußert: „Ein Schaugerüstglaube ist's, blinder (!) Leser, und eine Theaterheimat. Hinter diesen bemalten Leinwänden haust kein Gesinde; auf diesem Rotthof hat nie eine Kuh gekalbt noch ein Bauer je Dung in die Krume getragen." Wohlan! Hätte Herr Harden dabei Schönherrs „Erde" im Auge gehabt, man hätte sich diesen Nachweis gefallen lassen und herzhaft — lachen können. So aber bringt man weder für die Richtigkeit noch für die Wichtigkeit dieses Nachweises irgend ein entgegenkommendes Verständnis auf. Und da Herr Harden zum Schluß die Frage aufwirft: „wird der ins Alter nüchterner Weisheit gereifte Tiroler merken, daß er vom Ufer groß scheint, weil unter seinem schwächsten Werk eine gewaltige Welle verbrandet?" so antworte ich, ohne autorisiert zu sein: Ich weiß nicht. Aber mir scheint, er wird es nicht merken. Ich besorge nämlich, daß diesem nüchternen Gefühlspathetiker die Gesetze der Harden'schen Perspektive ebenso ungeläufig sind wie mir. Ernsthaft aber weiß ich dies: Ein Dichter — auch wenn er über vierzig und kein Tiroler ist: ein Dichter also, der auch schon früher die Möglichkeit gehabt hätte, gescheit zu werden — ein Dichter, sage ich, hat auch mit sechzig und mit achtzig Jahren andres auf dem Herzen, als ins Alter jener nüchternen Weisheit zu reifen, mit der behaftet Herr Harden auf die Welt und schon im besten Mannesalter — sogar gegen seinen Willen — auf die Nachwelt kam.

Brenner / von Hugo Neugebauer.

Der du die Mitternacht
vom Mittag scheidest,
Nebel von Sonnenglanz,
Gruß dir, steinerner Hüter!

Lächelt dein Angesicht
drüben ins Frühlingstal?
Hüben wintert es hart,
mürrisch zum eisigen Inn!

Also fiel mir das Los:
hüben durch Nebel zu schaum
drüben das sonnige Glück
verlorener Tage — im Traume!

Das Dienstmädchen / von Carl Dallago.

Vorm Hause stellt ein stiller Garten seine noch jugendlichen Bäume aus. Vorsommer atmet die Luft mit seinen Übergängen von Süchten zu Lust und hingebendem Genießen, in das sich zuweilen ein seliges Müdesein hineinträgt. Der Rasen im Garten duftet morgensonniglich und die gewundenen Kieswege leuchten.

Ich ruhe zwischen zwei dunklen Fichten, die ihre glänzenden Äste mir entgegenbreiten. Neben mir Lorbeer- und Mispel-Gesträuch, das wie eine hohe Hecke um mich aufragt und mich den Blicken des Hauses entzieht. Nur durch die vielen Lücken des Blätterwalds schimmert noch die gelbliche Hauswand und gähnt da und dort das Dunkel eines offenen Fensters. Ich lehne wie lauschend in der Hängematte zwischen meinen vertrauten Fichten und lasse den Glanz des Vormittags in mich einkehren. Es macht mich immer offener und stiller. —

Bald regt sich eine Stimme vom Hause her. Es ist, als fielen abgelöste Tropfen aus einer unbestimmten Melodie. Mein Gehör nimmt es zerstreut auf und läßt es wieder fallen. Aber die Stimme kehrt wieder. Diesmal rascher, lauter, zusammenhängender; sie macht verwundern durch ihren unbekümmerten Tonfall, — durch ein Seltenes, Ursprüngliches, das mitläuft. Es berührt wie etwas, das sich auftut und heraus will, das alles Beengende und Umzäunende von sich wirft, rücksichtslos zu sich selbst flüchtet — sich selbst zu erleben beginnt.

Schon geht mein Gefühl von den Bäumen fort und der Stimme nach, die immer offener aus dem Hause dringt. Ich erkenne: es ist die Stimme des Dienstmädchens der Herrschaft im ersten Stocke, die abwesend ist. Das vielleicht kaum zwanzigjährige Mädchen fühlt

sich allein, es läßt sich aus, kommt zu sich selbst aus seinem fremden Dienstmädchentum heraus, wird sich selber Herrschaft und Dienerin.

Gespannt horche ich auf. Jeder Ton beginnt mir nun zu erzählen eine Befreiung zu sich, — etwas vom Schicksal eines eigenen Ichs, das vielleicht von Generationen her eingeengt und bedrückt, von äußerlichen Einflüssen bedingt, in ein Dienstboten-Tun sich verkroch und verschloß, nun aber sich aufrafft, auflebt und das Angenommene abtut.

In die Verrichtungen des Mädchens kommt dieses Abtun hinein, jede Handlung weist es auf. Die Art des Teppichklopfens tut ein Fremdes ab, — das Hinstellen von Geschirr stellt ein Fremdes von sich fort, entfernt eine Äußerlichkeit von sich. Dazwischen immer wieder Pausen, ausgefüllt von einem Tonfallchaos, das von inneren Erlebnissen überschwillt.

Je mehr ich der Stimme nachhorche, desto mehr verdichten sich auch die Tönefluten zu Bildern und Gesichten, die sich vor meinen Sinnen abspielen. Die Melodie ist zumeist zerrissen, bricht oft jäh und laut ab, um wieder sanfter anzustückeln, immer geleitet und beherrscht von einer inneren Macht, die sich ihren Weg bahnt, die, sich auslebend, dahin strömt. Das Wort begräbt vielfach der Laut, der die ganze Seele trägt und von dieser wiedergetragen wird als ein untrennlich Ding, das alle Handlungen ausführt, — das alles Leben ans Licht ringt. Es ist wie mit den Händen zu greifen, daß dem Tongewoge etwas entquillt, daß etwas heraus will — heraus drängt durch sperrangelweit geöffnete Tore, vielleicht wundersamen Lichtern entgegen, die die Macht der Stunde entzündet, in der ein lange Verschlossenes und Verschüttetes der Seele frei wird.

Ich höre fast mit Andacht und Entzücken zu. Ich fühle eine Menschwerdung in Tönen. Ich sehe das Kind zuweilen geschäftig auftauchen, bald am Fenster, bald auf dem Steinbalkon des Hauses, äußerlich immer seinem Dienstmädchenberuf obliegend, innerlich diesem Tun weltenfern, mit Erlebnissen gehend, die seine ganze wache Seele an sich gerissen und zu einem großen Rhythmus aufgebaut haben, an dem alle wahrnehmbare Arbeit nur noch als mechanische Geste mitschwingt.

Und ich forsche dem Rhythmus nach, der in der Seele des Mädchens erwacht ist und finde ein Ungemein-Vielerlei von Empfindung, die in den Tönen einhergeht. Dabei ist gewiß, rein tonlich genommen, so mancher Ton unreif und unrichtig gebracht. Aber die Seele ist doch da, und es hört sich nur an, als ob der Ton die Form verfehlte, in die er sich kleiden wollte.

Jetzt steht das Mädchen ausruhend da und wie Atem schöpfend, den Oberkörper über die Balkonbrüstung leicht geneigt, die Arme aufstützend, die Blicke hinaussendend zu dem almengekrönten Bergzug gegenüber, der in Morgensonne getaucht ist.

Ich sehe die spärliche Gestalt, das bleiche und ein wenig welke Gesicht, das dunkle Haar, das zerzaust die Stirne umweht, das Schmale — ja fast Eckige der unansehnlichen Figur, daran die ständige Arbeit dem Jugendlichen schon von seiner Frische und Weichheit nahm.

Um das hinaussinnende Mädchen ist eine Stille ausgegossen, die in Lichtern flimmert. Der Zauber der Landschaft hat etwas Bestrickendes — Umgarnendes, das alles Laute zurückhält. Das Kind scheint eine Weile wie hilflos so mächtiger Schönheit gegenüber sein Alleinsein zu fühlen. Bald jedoch nimmt es die wache, trunkene Lebendigkeit wahr, die in dem strahlenden Sommermorgen umgeht, und die Seele wird unruhig und zittert. So zittert vielleicht ein Strauch, wenn ihn das Morgenlicht überfließt.

Ein Staubtuch entfällt der aufzuckenden Mädchenhand, und die Arme ziehen sich von der Balkonbrüstung zurück und verschränken sich um die Brust. Die Gestalt lehnt sich massig an die Mauer, wie zu schwer für ihre leichte Schlankheit. Es muß das Gewicht der Seele sein, das sich so anlehnt und Stütze sucht. Es ist jetzt wohl die Allmacht der Landschaft, die in die Seele des Kindes eindringt und ihr neue Nahrung und Kräfte zuführt.

Noch liegt wie in Stille die junge Gestalt, aber etwas ist da, das leise zu zucken und sich zu regen beginnt und Wellen aufwirft wie ein See, in den plötzlich der Wind fegt. Bald bewegt sich der ganze Körper, und streckt sich frei und hoch. Höher und schmiegsamer erscheint der Wuchs, weicher und gedehnter werden die Formen der

Glieder, die Arme lösen sich von der Brust und recken sich hoch — hoch — hoch, als wollten sie zum Fluge heben die ganze Gestalt, und sinken dann zurück, rasch und schwer wie Flügel, die zusammenschlagen, weil sie Stand gefaßt. Dann löst sich die Stimme: frei — stark — völlig zu sich selbst erwacht.

Mit nahezu mystischer Gewalt redet nun die Seele aus den Tönen und trägt und erklärt die dürftige Gestalt. Jede Spur des dienenden Berufes ist nun getilgt, die Herrschaft wie weggefegt, — ein Mensch nur mehr da, der seine Entfaltung begeht, — eine Natur, die sich erlebt.

Mich ergreift Staunen und Ehrfurcht vor der Wandlung, die sich an dem jungen Geschöpfe vollzogen hat. Zugleich wird eine große freie Freude in mir wach über den Vorgang, den ich wie einen Händedruck einer tiefen Verwandtschaft von ferneher empfinde. Ein Mensch ist wieder da: ich fühle die Anwesenheit seines jungen eigenen Ichs. Ich beschwichtige alles Laute in mir, um in der ganzen inneren Stille den Tönen lauschen zu können, die mir diesen Menschen vorführen. Ich schließe zuweilen die Augen und lasse nur die Töne berichten und mir alles aufzeigen, was in diesem Menschen vorhanden ist. Und ich erlebe alle Wunderlichkeiten der Menschenseele mit ihrem Suchtgezitter und ihrem Wechsel von Glück und Verängstigung, mit ihren Wirbeln von Lustgefühl, das nicht woher noch wohin weiß und nur immer da sein möchte — immer da sein. — —

Jetzt schlägt die Stimme so einen Wirbel an; der springt wie ein Strahl hinaus in die Landschaft — ins sommerliche Morgenlicht, alle Dinge umarmend, die trunken und tief dankbar sind in ihrer Trunkenheit, — zugleich überall neue Lüfte wachküssend. Ich denke mir ein Erlebnis der Liebe, das in der Seele des Mädchens vorgeht: vielleicht das Lebendigwerden des Bildes des Geliebten, an dem Süchte von Vorfahren schon bauen halfen.

O wie der Ton steigt, — wie er anschwillt vor Entzücken und Innigkeit! — Jetzt muß der Geliebte kommen. — Jetzt steht er da in Fleisch und Blut im Wesen der Mädchenseele, und sie trinkt die Lust seiner Anwesenheit — die Glut seiner Liebe, die sie zuerst be-

rauscht macht und dann immer stiller und stiller, weil alles in Hingebung und Duldung umschlägt.

Die Stimme ist ganz müde geworden und ein wenig von Angst erfüllt. Es läuft ein Beben mit, das wie Wehr klingt gegen ein Etwas, dem man nicht wehren will. Und schon klingt die Stimme, wie wenn aller Widerstand unter dem Betasten des Leibes zusammensinkt.

Und es ist etwas Hohes in dem Zusammensinken — in dem Sich-ergeben: es ist ein ganz Seele gewordener Leib, der sich hingibt. Das Gezitter — das Stocken und Versagen der Stimme bekunden es. Es muß auch ein Hohes um den Geliebten sein, dem alles zuteil wird. Es ist gewiß eine Wahlverwandtschaft da über alle Schranken hinweg, und der Erwählte ist Herrscher, — ist einer, in dem die Natur als Herrscher umgeht, — einer, der nie befiehlt, da seine Wesenheit alle Willigkeit auslöst.

Aber auch die Seele des Mädchens ist Herrscherin: sie breitet sich aus, sie breitet sich in den Geliebten hinein, ihn ganz sich zuführend, sein Herrschertum für sich gewinnend — für die eigene Natur, die ihre ganze Willigkeit entfalten und auftun will.

Auch das bekundet die Stimme in den gebrochenen Tönen, die aus des Wesens Urtiefe hervorzuquellen scheinen, vereinzelt und abgerissen, die eigenen Gnaden in Wonne im Anderen — im Geliebten verkostend und austrinkend. — — —

Jetzt ist die Stimme müde. Eine Müdigkeit voll Anmut und einem Glücke, das sich dankbar und stille zurückzieht. Nicht ein Ton mehr, der zittert oder bebt oder auch nur aufzuckt. Nur noch der weiche, leise gehende Nachhall eines Jubels, der langsam verebbt . . . .

Ich habe nachgelassen zu staunen. Etwas Seltenes, Beseligendes hat in mir Wohnung genommen, das alles Staunende durchdringt. Ich fühle, ich habe einer Befreiung zugehört: Ein ursprünglich-machtvoll Menschliches hat sich mir enthüllt in einem unscheinbaren Geschöpfe einer höchst gebundenen und abhängigen Lebensstellung. Doch der Mensch, wo er Mensch wird, kennt ganz andere Gebundenheiten und Abhängigkeiten. Das Unscheinbare ist oft eben nur ein allzu Scheinbares. Eine Menschwerdung erleben aber ist immer ein

Fest, ein lichtvolles Ereignis, das mit seinem Lichterschein alle Säle des Herzens warm und strahlend ausstattet.

Auch ich fühle das Erwärmende und Strahlende in mir, das sich von überall her zulächelt. Und dieses glückliche Lächeln legt sich auf das Sich-Verwundernde und Staunende in mir, bis alles sich verflüchtigt in versonnene Stille.

*

Ich bin aufgestanden und begehe die leuchtenden Kieswege des sonnenbesäten Gartens. Die Glocken läuten von der nahen Stadt her und tragen ihre Stimmen sonntäglich in meine Stimmung hinein. Überall ist es nun hell und feierlich.

Der Gesang des Mädchens ist verstummt, ab und zu hört sich nur noch sein emsiger Schritt im Vorhaus und auf der Stiege. Dann höre ich das Knarren des Gartentores und nachher die Stimmen der zurückgekehrten Herrschaft, zweier ältlicher Damen. Spitzig und dünn ertönt bald der Ruf: „Teresina!" Und des Mädchens Stimme antwortet: „Commandi?"

Der Tonfall klingt nun ganz dienstlich, bescheiden klar, ja unterwürfig. Alles Selbstständige und Sich-Befreiende ist wieder völlig aus ihm gewichen. Doch ich höre es noch anders. Ich höre: Es ist nur ein Äußerliches, das sich so kundtut, — nur etwas wie der Klang einer Hülle — einer Tracht, in die sich das eigene Wesen, das eigentliche Leben, hüllt und sich so zugleich verhüllt vor äußerlicher Wahrnehmung. Das Wesen selber aber lebt unter der Hülle sein Leben weiter. Es ist ein Leben, das nach Macht langt — nach Entfaltung ringt, — das nach Lust und Liebe begehrt und sich auftun und hingeben möchte wie eine Blume dem Licht. Und es denkt sich vielleicht als höchsten Machtzustand: in Lust sich verlieren.

Im Märzenwind / von Guido Höld.

Silberprangend im neugefallenen Schnee
stehn die Gebirge heut mit mächtigen Körpern
rings um mein Tal . .
bläulich weiß gepudert; oder umflort
wie von zieren und zart gestirnten Flören. —
Frühlingslaut rauscht auf die geweckte Flut,
heut von herben, frauenden Märzenwinden
rauh gestreichelt.
Grünlich graue, gekräuselte Fluren
decken wie Matten den Strom; der geht
zwischen riesigen Schotterbänken,
zwischen den beiden ergrünenden Ebnen
groß, von Fernern kommend, einher.

Doch was ist's, das heute bestürmt
also leis, so tief meine Brust?
klopft an mein Herz: tu auf! tu auf?

Herzhafter junger Wind umflattert mich
wild und froh und voll Uebermut;
starker, Herzen stärkender Wind,
den gewiß nur eine gedrungne,
grundgesunde Lunge vertragen kann;
also herzhaft ist er: jung und rauh.

Der goldne Stirnreif / von Richard Huldschiner.

In den Tagen Josaphats, des Königs von Juda, geschah es, daß das Haus des Türhüters Joël, Sohnes des Abia, ausgerottet wurde, also daß von allen seinen Kindern und Kindeskindern — denn Joël war mit Leibeserben gesegnet gewesen — nur Zadok übrig blieb, sein jüngster Sohn, ein Jüngling weiß

und rötlich anzusehen, rechtlichen Wandels vor dem Herrn und ein Speerwerfer und Steineschleuderer geschickt vor allen. Aber da er nun keinen Freund und Vertrauten mehr hatte, der mit gütigen Augen auf ihn sah, und da der Zorn des Königs sich noch nicht ersättigt hatte, sondern auf ihm lastete, wie der Weststurm lastet auf den Wogen des Meeres und sie vor sich hertreibt, so wurde seine Seele bekümmert, und er sprach: wer fragt nach mir! So will auch ich nach niemandem fragen, sondern fortgehen in ein ander Land.

Und er nahm einen Stab von Eschenholz und eine Tasche von Ziegenfell, nahm den goldnen Stirnreif, den seine Mutter zugebracht hatte in den Tagen ihrer Jugend, nahm siebenzig Schekel, alles was er besaß, tat Brot hinzu und Dörrfleisch und machte sich auf den Weg zu suchen eine Zuflucht und eine Stätte, da er sein Haupt bergen könnte vor dem Grimm der Verfolger.

Er ging hinab von Kirjath-Jearim, brachte die steile Steige hinter sich in einem Tagemarsch, von Morgen bis Abend, und legte sich hinter einem Gebüsch von verdorrten Dornensträuchern auf den felsigen Boden, zu ruhen als ein Geschlagener, der auf Steinen gebettet ist und das harte Brot der Fremde ißt. Aber er hatte ein Traumgesicht und sah, was sein Herz noch mehr bekümmerte.

Da erwachte er und ging Gott hart an mit klagenden Worten und mit Verwünschungen und fand in dieser Nacht keinen Trost.

Aber als der erste Schimmer des Morgens über den Bergen sich hob, ergriff er seinen Stab und setzte behend einen Fuß vor den andern, in fremdem Land auf wilden Felsensteigen, auf denen nur der Schrei des Adlers gehört wird. Und wie er niederstieg in den dunklen Wald, der hinabgeht bis an die salzigen Wüsten von Beth-Keor, griffen ihn Räuber, die allda lagerten, zu fangen die Wanderer, und nahmen seine Habe und gedachten ihn zu töten.

Aber da sie seine Jugend sahen und die Kraft seiner Glieder — denn er war wohlgebaut, ein Hochgewachsener in der Blüte seiner ersten Mannbarkeit —, schonten sie seiner und machten ihn zu einem der ihrigen, indem sie ihm die Wahl stellten, zu sterben oder mit ihnen an den Wegen zu lagern und eine Geißel zu sein denen,

die Gott das Brot der Reise essen läßt. Du bist jung, sagten sie, du vermagst die Widerspenstigen zum Schweigen zu bringen, sitz mit uns an unserm Feuer, du sollst nicht darben; aber tue wie wir tun. Denn wenn du das nicht willst, sollst du sterben.

Seinen goldnen Stirnreif aber nahm Ahija, den sie zu ihrem Anführer gemacht hatten.

Und Zadok schwieg in seinem Grimm und lächelte, sodaß sie meinten, er sei einfältig und ein Kind, das man mit der Rute schrecken und mit Liebkosung zähmen kann, und tat wie sie, siebenzig Tage lang, und war ein Räuber im ganzen Gebiet von Beth-Keor, Jamnach und Eskol, ein Rinderdieb und stieß auf Schafe und Pferde hernieder wie ein Raubvogel und verjagte mit Steinwürfen die Hirten, wenn sie mit ihren Herden zur Tränke gingen. Und es schrie das Blut, das er vergoß, zum Himmel und bedrückte seine Seele.

In jenen Tagen geschahe es, daß ein philistäischer Mann, ein Reicher, Temah, der Sohn des Abjathar, einer von den Ältesten der Stadt Zereda, mit seiner Tochter Silla nach Hereth reiste, sie dem Gatten zuzuführen, dem Sohn eines Gastfreundes. Denn die beiden Väter waren übereingekommen, sich näher zu verbünden, also daß der Samen Nebaths, des Mannes aus Hereth, dem Temah Enkel erweckte und eine Freude den alternden Vätern beiden. Und da die Kunde davon zu Ahija gelangte, dem Anführer der Raubmänner, frohlockte er und legte den Hinterhalt.

Und um die vierte Stunde des Tages brachen sie schreiend hervor, an der Furt des Flusses Killoh, gerade als Temah sich anschickte mit seiner Tochter und seinen Knechten das Wasser zu durchreiten — denn er hatte Kamele und war trefflich gerüstet — und fielen über ihn her und töteten ihn und seine Diener und erbarmten sich nur des Mädchens als einer Wohlgestalteten, die Ahija zu seinem Bettgenoß begehrte. Zadok aber sah sie und weinte des Nachts in seinem Zelt, da er bedachte, daß sie nun in den Armen des Ahija ruhe; denn Zadok hatte noch kein Weib erkannt.

Aber Gott schlug Ahija mit einer Schlafsucht, also daß er der in Trauer Erstarrten vergaß und wie von einem Blitz getroffen auf

sein Lager sank, ein Schnarchender mit offenem Mund, nicht anders als einer, den der Geist des Weins zum Wanken gebracht hat.

Und jede Nacht, wenn Ahija an den weißen Brüsten der Silla zu ruhen gedachte und seine Hände nach ihr, der Schreienden, ausstreckte, fiel Gott über ihn und warf ihn mit gelösten Gliedern über sein Lager, und er bekam ein Grauen vor Silla und nahte ihr nur mehr, indem er die Daumen gegen die Handflächen kehrte, um abzuwenden die Gefahr des bösen Blicks und gerüstet zu sein vor der Gewalt der Zauberin.

So ging Silla im Lager aus und ein, lachte girrend den Männern ins Antlitz, daß ein böser Geist über sie kam und sie, einer dem andern, feind wurden und nur aus Furcht vor Ahija nicht dem Mädchen beilagen; denn sie beugten sich vor Ahija und wollten ihm nicht seine Beute streitig machen, wie denn auch unter den wilden Tieren der Wüste eines ist, dem alle andern gehorsamen. Am gewaltigsten aber trafen Sillas Blicke den Zadok, den Sohn Joëls, der Türhüter gewesen war des Königs, und seine Tage waren grimmig und seine Nächte ein unnützes Wälzen auf glühender Lagerstatt.

Aber es geschah, daß Silla ihn verlockte, indem sie sagte: was dienst du diesen Männern, die eher deine Sklaven sein sollten, denn deine Genossen! sie, die schmatzen, wenn sie essen, und deren fetttriefende Finger beim Mahl Finger von unreinen Aasschmeckern sind. Und du bist jung und schön. Befreie mich, und ich will deine Hände küssen, und wenn du mich in meine Heimat zurückbringst, so sollst du mich herzen dürfen, so oft dein Sinn dich antreibt, und meine Brüste sollen ein Ruhebett dir sein; denn wie könnte ein Weib der Verlockung deiner Augen standhalten!

Da beredeten sie die Flucht und gaben sich Zeichen um die Abendstunde, wenn die Räuber zu trinken begannen und nur die Schildwache um die Feuer ging. Und in einer Nacht, da die Ermatteten trunken schliefen, und Ahija selber wie ein gefällter Baum quer über sein heißes Lager gesunken war, drang Zadok in das Schweigen des Zeltes ein, und sie fesselten den Anführer und schnitten mit einem krummen Messer über seinen Hals, daß er starb, und

nahmen von seinem Gut die goldnen und silbernen Geräte, die Temah gehört hatten, dem Vater Sillas, und den goldnen Stirnreif der Mutter Zadoks; aber da es Silla nach einem grünen Stein gelüstete, in ein Halsband gefaßt, das Ahija im Lande der Edomiter erbeutet hatte, im Hause des Anführers der Reiter, Magols des Weißbärtigen, da sprach Zadok dawider und nahm nichts, denn was ihm oder was ihr gehörte von Gottes und Rechtens wegen.

Und sie machten sich davon, und Zadok erschlug die Schildwache, Abnas, den Sohn des Geber, mit einem Linsenstein, den er vom Boden aufgerafft hatte, und nahmen zween Kamele und Wasser in einem Schlauch, Datteln, Dörrfleisch und Maiskörner und ritten die ganze Nacht und den nächsten Tag und sprachen nicht miteinander.

Als sie nun von der Wüste herniederstiegen und das grüne Wogen der Weizenfelder sahen und die fernen Mauern einer Stadt mit Kuppeln und flachen Dächern und ehernen Bildsäulen, da jubelte Silla und sprach: Siehe, mein Retter, dies ist Komor, eine Stadt meines Landes, in der ein Bruder meines Vaters herrscht.

Da faßte er ihre Hände und hob sein Antlitz zu ihr und bedrängte sie mit heißen Worten, ihm den versprochenen Lohn nicht länger zu weigern; sie aber stieß ihn von sich und schwor bei ihren Göttern, bei Moloch und Aschera und Malkarth, daß sie ihm ihren Schoß nicht öffnen werde, denn sie hätte den Boden der Heimat geküßt und die Sonne sich heben sehen von einem flachen Dach aus, dem Dach eines Hauses in einer Stadt ihres Volkes.

Da glaubte er ihr, nahm den Stirnreif seiner Mutter und setzte ihn Silla auf, als eine Morgengabe, und küßte den Saum ihres Kleides, und sie schliefen in jener Nacht noch am Rande der Wüste, jedes an seinem Platz, von einander getrennt, und Silla blieb jungfräulich und lachte still in sich hinein und hatte Zadoks nicht acht als eines armseligen Toren.

Am nächsten Tag zogen sie hinab nach Komor und klopften an die Pforte und ließen sich zu Psallel führen, dem Oheim, gerade da er Reben aufband im Weingarten, und war große Freude. Und da man ihnen die Füße gewaschen hatte, hub Silla an, heimlich mit

dem Oheim zu flüstern, und machte eine Verschwörung wider Zadok und klagte ihn an. Er aber ging auf die Altane des Hauses und stand im Mondenschein und war voll bitterer Gedanken.

Und wie er nun auf das Brüllen der Löwen hörte, die am Rande der Wüste auf Raub ausgingen, und bedachte, daß er selber gewesen war wie ein Löwe, der in die Hürden einbricht und Lämmer zerreißt, fielen die Männer von Komor über ihn her, überwältigten ihn und zerrten ihn auf einen wüsten Platz am Tor, ihn zu steinigen, eingedenk der Worte, die Silla gesagt hatte: er sei der Mörder ihres Vaters, und sie hätte ihn mit List hierher gebracht, daß er sterbe. Daß er sie aber aus der Gewalt des Ahija befreit und ihr ein treuer Weggenoß gewesen, das sagte sie nicht in der Verräterei ihres Herzens; sondern sie log und zeigte mit dem Finger auf ihn und schrie: Steinige ihn! Steinige ihn!

Da er nun an der Mauer stand im Mondenschein, und seine Kleider zerrissen von ihm hingen, da ersah Gehila, die Witwe des Kehdar, die biegsame, weiße Schlankheit seiner Glieder, und sie erbarmte sich seiner Jugend und kaufte ihn vom Tode los und nahm ihn in ihr Haus, ihr zu dienen als ein Sklave. Der goldne Stirnreif aber und all das wenige, was Zadok besaß, blieb im Hause des Pfallel.

Zwei Jahre frondete er seufzend, trieb die Ochsen zum Pflügen auf das Feld, säte Weizen, arbeitete in den Weingärten und in den Maisfeldern und wandelte traurig-stillen Herzens und sah immer nach Osten, nach dem Lande seiner Väter. Und er bedachte, wie sein Geschick ihn umtrieb und ihn immer wieder aus den Händen derer errettet hatte, die nach seinem Leben trachteten. Aber Gehila liebte er nicht, wiewohl sie ihn auf ihr Lager nahm zur Ergötzung und ihn niemals peitschen ließ. Denn sein Trachten stand nach Freiheit, und in den Nächten weinte er und haderte mit Gott und bedachte, daß es besser wäre, wie ein Räuber zu schweifen und Unrechtes zu tun, als den Unbeschnittenen zu dienen und die kalten Glieder einer alternden Herrin zu umfangen. Wenn er aber Silla ersah, auf dem Felde oder am Brunnen, oder wenn das junge Volk auf dem Markte tanzte, da wandte er sich ab und fluchte seinem Geschick und zürnte mit sich,

daß er sie immer noch nicht vergessen konnte, da sie ihn doch so sehr verraten hatte. Und er sah nicht, daß sie um ihn Trauer trug und vor seiner Verachtung erbebte.

In jenen Tagen kamen die Heuschrecken über alles Land am Kiwan und über Komor, und die Männer zündeten bei Sonnenuntergang große Feuer auf den Feldern an, die Tiere zu vertreiben, und blieben wach, und es war des Lärmens mit Klappern und des Trommelns mit Trommeln kein Ende. Die Mägde brachten den Männern Wein und Brot hinaus, und da es eine warme Nacht war in den Zeiten der Sonnenwende, da jegliche Kreatur nach Liebe schreit, taten sich die Paare allenthalben zusammen in Heimlichkeit, und es gab des Küssens und zärtlichen Umfangens in allen Büschen.

Zadok aber saß auf einem Stein und hatte sein Antlitz in den Händen geborgen und hörte nicht, wie ein Weib vor ihn trat und kummervoll dastand. Aber da er nicht aufsah, legte das Weib ihm die Hand auf die Schulter und flehte: Erbarme dich meiner Torheit und sag, daß du vergessen kannst, was ich verschuldet habe. Denn mein Herz ist betrübt und lechzt nach deiner Liebe.

Es war aber Silla, und als er sie erkannte, durchzuckte ihn eine große Freude, und er hätte vor ihr niederknieen und ihr die Füße küssen mögen. Aber er sagte nur: Wie mag die Tochter der Fürsten sich vor einem Sklaven erniedrigen! Hast du nicht selbst es gefügt, daß ich das Brot der Knechtschaft essen muß und meine Blicke nimmer zu den freien Töchtern erheben darf?

Und da sie sich ein anderesmal von ungefähr trafen — aber Silla hatte es mit Fleiß gefügt, daß sie sich trafen, denn ihre Nächte waren gesättigt von Sehnsucht — da sagte Zadok: Ich heiße Zadok, das ist der Gerechte. Soll ich nun ungerecht sein und vergessen, daß du mich vor eine Mauer gestellt hast, als ein Ziel den Steinwürfen der philistäischen Männer?

Da sagte sie: Ich will dich befreien und mit dir gehen. Und du magst mit mir tun, wie dir beliebt. Denn ich habe mich meines Stolzes entschlagen und bin nichts als ein zitterndes Vöglein in deiner Hand.

Und neigte sich vor ihm und küßte in Demut und schluchzend den Saum seines Mantels und wendete sein Herz, also daß er nichts sehnlicher begehrte als zu fliehen mit ihr und ihr Gatte zu sein alle Tage seines Lebens bis zum Tod. Aber er verriet nicht, was ihn bewegte, und sprach barsch zu ihr und ging davon.

In jenen Tagen starb Gehila eines jähen Todes, als sie in der Linnenkammer bei den Mägden saß, und da nun die Ältesten der Stadt die Siegel an das Haus legten, damit nichts gestohlen werde — denn die Verwirrung war groß, und niemand achtete mehr der Sklaven und der Verschnittenen — da geschah es, daß zur Nachtzeit der Ruf eines Vogels hinter dem Garten erscholl. Und Zadok ging hinab und forschte nach, und siehe, da stand Silla mit zwei gesattelten Pferden, zog einen goldnen Stirnreif aus ihrem Gewand und sagte: Dies ist der Stirnreif deiner Mutter, gesegnet soll sie sein. Beliebt es dir, Freund meines Herzens, so laß uns fliehen. Denn ich vermag nicht mehr so weiterzuleben. Du aber magst mit mir tun, wie du willst.

Da küßte er den goldnen Reif und barg ihn zwischen Brust und Gewand, sprach aber nicht zu Silla.

In jener Nacht ritten sie durch das Land und schlugen sich in das nördliche Gebirge, und Zadok berührte Silla nicht.

Und sie aßen acht Tage lang das bittere Brot der Flucht, verbargen sich bei Tag in den wilden Klüften der Berge und ritten bei Nacht und sprachen nicht miteinander. Und war ein Sehnen in ihnen, das sie erzittern ließ, wenn ihre Blicke von ungefähr sich trafen. Und sie kamen in israelitisches Land, und keine Gefahr war mehr zu fürchten, als die von Räubern kam, die aller Welt feind sind und der Reisenden Habe nicht achten, noch ihres Lebens.

Aber da sie eines Abends bei den Schnitzbildern lagerten auf der Höhe von Meggar, und eines abseits vom andern saß, und nicht wußten, dieses Leben weiter zu tragen — denn die Stimme des Herzens redete gewaltig in ihnen — da machte sich Zadok auf und sagte: Warte hier ein Weilchen; denn ich gehe einen Mann befragen, der die Lose zu werfen weiß. Hier in der Nähe ist seine Wohnung.

Und Gott spricht aus seinem Mund. Vielleicht, daß er mein Schicksal wendet; denn siehe, ich weiß, daß ich dich hassen muß, und sehe doch mit Wohlgefallen auf dich.

Da rang sie die Hände und wagte nicht, ihm ins Angesicht zu sehen. Zadok aber ging den Hügel hinab und lief wie ein Gehetzter durch den dichten Busch bis zu einer Lehmhütte in den Felsen am Rande des kleinen Flusses; denn dortselbst wohnte Jachzeël, ein prophetischer Mann, ein Esser von Mais und Früchten, ein Wahrheitsredner, und hatte sich eine Hütte aus Lehm gebaut mit eignen Händen und lebte im Anschauen Gottes. Zadok aber klopfte an und bat ihn, herauszukommen und zu richten.

Da hob jener seine Stimme und verwies ihm sein Ungestüm. Aber Zadok ließ nicht ab und sagte: Du sollst ein Urteil aufrichten zwischen mir und dem Weibe Silla, auf daß ich wisse, ob ich sündige, wenn ich sie vom Boden aufhebe; denn meine Liebe ist gewaltig groß. Bleibe, wo du bist, Jachzeël, aber sprich zu mir; denn ich höre deine Worte, auch wenn du auf deinem Lager liegst, und ich hier draußen harre.

Und es blieb ein Weilchen still, und hernach hob Jachzeël seine Stimme und sagte: Ich will einen Wahrspruch aufrichten zwischen dir und jener. Wessen klagst du sie an?

Sie verriet mich, sagte Zadok, also daß ich ein Sklave wurde in den Händen eines götzendienerischen Volkes. Aber ich habe mit den Räubern, bei denen ich lebte, ihren Vater geschlagen. Da half ich ihr zu Flucht, so wie sie in diesen Tagen mir zur Flucht verholfen hat. Richte du, ich weiß nicht, wo die Wahrheit ist.

Du sahst sie an in Liebe? fragte Jachzeël.

Ja, ich sah sie an in Liebe, und sie nahm meine Liebe und verriet mich.

So töte sie!

Ich sie töten? Aber nun hat Gott es gefügt, daß sie mich liebt. Wie soll ich töten ein Weib, das vor meinem Blick vergeht?

Töte sie! sagte Jachzeël, und wie sehr auch Zadok sprach und eine deutliche Antwort heischte — Jachzeël blieb stumm und redete nicht mehr.

Da machte Zadok sich auf, lockerte sein Messer im Ledergürtel und stieg schwerfälligen Schrittes den Hügel wieder hinauf zu den Schnitzbildern, die vor dem Monde dastanden, zwei zur Rechten, götzendienerische Werke einer verruchten Hand, und eins zur Linken, ein Ephod, ein Fallstrick für das Volk. Aber Silla sah ihn kommen und saß auf einem Stein und rührte sich nicht. Und da nun Zadok vor ihr stand, erkannte sie den Grimm seiner Seele und rüstete sich zu sterben.

Er aber wandte sein Gesicht von ihr und faßte sie an und gedachte ihr die Kehle zu zerschneiden. Er wandte sich aber ab, weil er nicht den Mut hatte, die Tränen ihres Auges zu sehen, und weil er fürchtete, es könnte die Weiße ihrer Brust und das zarte Beben ihres schlanken Halses ihn zu einem Weibe machen. Es stand nämlich der Mond am Himmel. Und Zadok sagte: Nicht ich töte dich. Jachzeël tötet dich; denn er hat ein Urteil aufgerichtet zwischen dir und mir.

Da sagte Silla: Lasse mich doch noch den Stirnreif deiner Mutter küssen, bevor ich sterbe. Das wird mir Kraft geben, daß ich nicht schreie, wenn die Schatten des Todes sich über mich senken. Der Geist deiner Mutter weiß, ob ich dich liebe.

Und seufzte und redete kein Wort mehr.

Siehe, da erkannte er mit einem Male alle Liebe des Weibes, das sich nicht sträubte, den Tod von seiner Hand zu empfangen, und warum Jachzeël zu ihm gesprochen hatte: Töte sie! und warf sein Messer weit von sich und sank vor Silla in die Knie. Und sie hielten sich weinend mit den Armen umschlungen und hielten Zwiesprache und erkannten, daß sie gemacht waren, in Eintracht zu leben und einander nimmer zu verlassen.

Zadok aber nahm den Stirnreif, küßte ihn und ließ ihn Silla küssen und krönte damit ihr Haupt, indem er sagte: Ich gebe dir ihn zum zweitenmal und gelobe ihn nicht mehr von dir zu nehmen. Denn Gott hat mir die Augen geöffnet, auf daß du lebest, indem er sprach: Töte sie!

Und sie lagen beieinander in jener Nacht, eins in den Armen des andern, und küßten sich satt bei den Schnitzbildern, da der volle Mond am Himmel stand, und schliefen und stiegen in das bebaute Land hinab bis zu den Wohnstätten der Menschen, am Flusse Zalmun, der in seinem Sande Gold führt. Und Silla wurde in jener Nacht gesegneten Leibes.

Was aber von Zadok und Silla und ihren Söhnen zu erzählen ist, das ist ja berichtet im Buche der Weissagungen und im Buche der Gerichte Gottes, jedes zu seiner Zeit und jedes an seinem Ort.

Im Juni / von Richard Smekal.

Seit der letzte lange Frühlingsregen verrauscht ist, bewohne ich diese Blockhütte an der Berglehne. Untertags tanzen nur die Mücken, welche höchst kunstfertig durch das Schlüsselloch geschlüpft sind, im dämmerigen Innern ihren Reigen. Abends aber kehre ich heim und jage die ungebetenen Gäste hinaus; dann geschieht es zumeist, daß ich noch lange auf der Türschwelle sitze und warte, bis die Sterne nach und nach am Horizonte aufblühen und sich zu den tiefvertrauten Figuren schließen; nah und fern zirpen die Grillen. Wie ich es kenne, dieses Weben der Sterne und die Stimmen der Nacht; und doch bleibt es stets neu und wunderlich. Dann schließe ich mich in die Räume des Schlafes ein; aber siehe, schon springt ein Hinterpförtchen auf und läßt mich hindurch; ein kleiner Knirps steht daneben und meint, ich wisse schon, wer er sei. „Gewiß, Sie sind der Zwerg Alberich." Da lacht der Kleine und verzieht seinen breiten Mund; er sei der Traum. Nun erinnere ich mich ganz dunkel. Ich könne in seinem Garten tun, was ich wolle, sagt der Knirps. „Sehr viel Güte, Herr Zwerg. Ich möchte mich nur ein bischen umsehen." Und schon finde ich meinen Wanderschritt; es geht frisch durch den sonnigen Frühsommer: goldengrün sind die Täler und rotbraun die Wege; Mücken und Schmetterlinge flackern durch den Äther, der sich in irgend einer fernsten Ferne zum blauen

Globus rundet. Derart sind meine Nächte: ein rastloses sonniges Wandern durch Wiese und Tal.

Und dann gibt es eine Zwischenzeit, die ich in ihrer Dauer nicht zu schätzen vermag: überall webt ein goldiges Braun im Gemache und zittert durch die rauchblauen Schatten meines Alkovenbettes. Zuerst springt es zuckend durch die beiden Herzausschnitte in den Fensterläden, dann drängt es sich durch tausend Fugen und Klumsen im Gebälke der Wände hindurch und spielt endlich frech und übermütig um Tisch und Boden. Bis ich aber zur richtigen Erkenntnis dieser Tatsachen gelange, vergeht eine gute Weile, während welcher ich noch manchmal auf der Wanderschaft im Traumland mich befinde und irgend ein huschendes Bild darinnen sehe, ein rotes Dach oder einen Blütenbaum; andrerseits spüre ich schon die Wirklichkeit mit ihrer goldigen Dämmerung: und ich lasse mich einige Augenblicke darinnen wiegen, rühre mich nicht und leiste keinem Rufe Folge. Noch einmal stelle ich es mir vor, wie mein Haus an der Berglehne steht, knapp unterhalb des Waldsaumes, etwas ins Erdreich eingebaut und vom tiefen Sommergras umwachsen. Dann aber denke ich an einen breitästigen Apfelbaum am drüberen Hang, auch mitten im Wiesenmeer; und ich entschließe mich rasch, aufzustehen.

Das Wasser klatscht eiskalt um Gesicht und Rücken; die Sonne trocknet es ab; denn nun steht die Türe weit offen und der warme Schein liegt im Gemach; bald bin ich wegbereit; die Berglerchen sind schon überm Wald und rufen laut: ob ich nicht bald käme? Sie kennen mich ganz genau, die Berglerchen. Gewiß komme ich, solange es Sonne gibt.

Das Gras um das Haus ist knietief und grünsaftig; es zittern bläuliche Schatten dazwischen; rings aber gibt es Blüten, dreimalhunderttausend Blüten. Salbei und Margeriten. Oder magst du heute nicht Salbei und Margeriten? Dann gehe hinüber auf den anderen Hang, dort ist Akelei und Rade, wieder dreimalhunderttausend Blüten; und das Gras steht knietief und grünsaftig; dort drüben ist auch ein Apfelbaum mitten im grünen Meer; und breitet eine schattige Insel aus; rings aber branden Akelei und Rade; geh hinüber . . .

Aber die Lehnen erstrecken sich noch so viel weiter; und reichen bis an die schwarzen Tannenwälder, die ragende Berge umhängen; talaus, talein aber gehen die Wiesen mit Salbei und Margeriten, mit Akelei und Rade; überall das wogende Meer mit den bläulichen Schatten.

Im Talgrund schlängelt sich ein glitzernder Faden, verschwindet und blinkt wieder hervor und huscht ferne in einen dunklen Wald, der dort tief hinabreicht. Die Höhe trägt heute ein blasses Blau und darinnen liegen unbeweglich weiße, schwere Wolken. Ada liebt diese lichtgetränkten Wolken am Morgen, solange sie noch im Ungreifbaren schwimmen. Wo mag Ada sein? Sie liebt Akelei und Rade und die Schatteninsel unterm Apfelbaum.

Mein Herz singt; noch gehe ich durch Salbei und Margeriten, durch die dreimalhunderttausend, aber schon weiß ich von Ada, die drüben wo ist und nach den Wolken schaut. Vielleicht ist sie auf der Schatteninsel; wer meint, daß ich Ada nicht finde? Ich weiß es ganz genau, ihre Augen sind trunken von Licht. Und dann verliert sich Ada; sie verliert den Boden und das Meer und den Schatten, verliert Akelei und Rade, Salbei und Margeriten, mein Blockhaus und das Silberband im Talgrund. Und sie verliert alle Wege, die wie Wasserstraßen über die wogenden Hänge zur Insel ziehen und darunter auch den, den ich gehe durch Salbei und Margeriten; und sie verliert auch mich; so ist Ada . . . aber ich mag, daß sie so ist; sie kennt die Sehnsucht, eine weiße schwere Sehnsucht mit Licht getränkt, die den Boden verläßt und in das Ungreifbare schwebt; und nicht mehr an Hang und Blüten denkt, ganz losgelöst ist und emporsteigt wie eine Berglerche; wunderbare Sehnsucht, die Ada in sich trägt . . .

Mein Schritt durch das grüne Meer ist unhörbar; und das Gras schlägt rechts und links knietief zusammen. Drüben werden die Berge immer tiefer blau und die Wolken lichtsatter. Sonne rieselt mir über den Rücken.

Dort oben aber ist Ada's Sehnsucht. Unendliche Sehnsucht verlangt endliche Erfüllung. Drum mag ichs gern, daß Ada so ist . . . jenseits von Akelei und Rade.

Ich komme näher an die Insel; ich sehe schon das Weiße ihres Kleides; hier sind keine Margeriten; die stehen drüben, dreimalhunderttausend. Aber Ada ist hier; sie liegt im knietiefen Grase unter dem Apfelbaum. Ich komme unhörbar heran; bin ich Ada's Erfüllung? „Ada", ruft es aus mir weit hinaus in das Ungreifbare; ich muß sie von weit zurückrufen. „Ada" hallt ein lichttrunkenes Echo weit oben... Das weiße Kleid erhellt die schattige Insel; ihre Arme sind als ein Polster unter dem Haupte verschränkt; Ada trägt goldblondes Haar. „Ada" ruft es aufs neue; es ruft ihre Sehnsucht zurück von den lichterfüllten Wolken, vom ungreifbaren Blau; und schon ist sie hier und lacht. Die braunen Augen sind noch ganz erfüllt vom Gold des jenseitigen Landes; „Ada, hörst du mich". „Ja Geliebter, ich warte schon so lange," und ihre Arme langen nach mir und beugen mich hinab, so daß ich ganz tief in das Goldbraun der Sehnsucht schauen muß; dann wird es klar und ruhig wie ein stiller See; und meine Lippen tauchen nieder. „Ada, daß du nur wieder da bist."

So klingt das Leben, wenn es Sommer werden will.

Heimat / von Carl Dallago.

Nach langem Zeitengang, des Abends Sonnenmal
im Antlitz, liegt vor mir das heimatliche Tal.
Bergzüge ragen hoch. Der Hänge herbe Wucht
spannt sich um eines milden blauen Wassers Bucht.
Am Strande, wo der Weinstock sich mit Lärchwald mengt,
stehn träumende Gehöfte abendglutbesprengt.
Es zagt geheim mein Herz von Rührung leicht geschwellt,
so heimisch traute Klangflut auf die Landschaft fällt.
Ich weiß: — jäh löst es sich vor meinen Seherschritten —
Vorfahren sich im Schweiß den Boden hier erstritten.
Verloren horch ich nach und prüf das Zeitgefüge
und seh zurück auf lauter lange Stammeszüge,
die Schicksal, Laub im Wind, gleich hin und hergetrieben, —
ihr Leben war wie meins: ein Sehnen, Glauben, Lieben.

Still rag ich hoch und breit die Arme innig aus
der Welt um mich und zärtlich grüß ich Haus für Haus —
und mehr noch Baum und Waldung, See und das Gelände,
die mir zutiefst vertraut sind, so als wiederfände
ich Dinge, die mein Blut zur Zeit schon liebgewann,
da meine Zukunft noch in Adern Andrer rann . . . .

In der Gefühle Gang, des Abends Purpurmal
im Antlitz, flammt vor mir das heimatliche Tal.
Verdämmert ängt der See. Entgleitend durch die Bucht
trotzt blauem Schattenheer das Licht noch auf der Flucht.
Bald will Gefild und Hang in samtne Dämmerung tauchen,
Wohnstätten bleichen Herdrauch in den Abend hauchen.
Und schon erfüllt das Tal des Bergsees Schlummerdunst,
nur noch der Gipfelgratriß sprüht wie Feuersbrunst.
Als auch der letzten Zinne Leuchten sich verlor,
hält immer noch mein Schaun ein Glühn empor,
das auf erloschne Weiten aus der Seele rinnt
und sich der Dinge nur als Heimat noch besinnt:
Als Heimat, die als Blut in meinem Wesen kreist,
so meinem Sein an jedem Dinge Teilschaft weist,
daß machtvoll staunt mein Herz, das selber sich entweicht,
erschauernd leis: wie weit — wie weit die Heimat reicht.

Innsbrucker Kunstschau IV.

Frau M. von Gaffron: Drei Landschaften, ein Figurenstück. Über Dilettantenmaß hinaus gut gemalt. Das Seelische ist frauenhaft weich, aber willensstark genug, um Schwierigkeiten zu bewältigen. Das Ganze lehrt, wie viel zu respektablem Auftreten lernbar ist, und wie bescheiden-froh man hier werden könnte, auch nur Mittelgut zu begegnen.

E. Stoitzner und Fr. M. Albert. Wenn etwas nur unter so entsetzlichen Qualen zur Welt zu bringen ist wie diese Arbeiten, dann ist es besser, die Kinder zu opfern, um die Mütter zu retten. Vor allem aber stellt man Mißgeburten nicht aus. Es ist vergeblich,

von Dilettanten Zurückhaltung zu verlangen. Aber der „Kunsthändler" verfehmt sein Fenster, wenn er derartiges in Permanenz ausstellt. Die Leute gehn jetzt nur mehr hin, um zu lachen. Und die vorzüglichen bürgerlichen Qualitäten der Aussteller kommen dabei gar nicht zur Geltung.

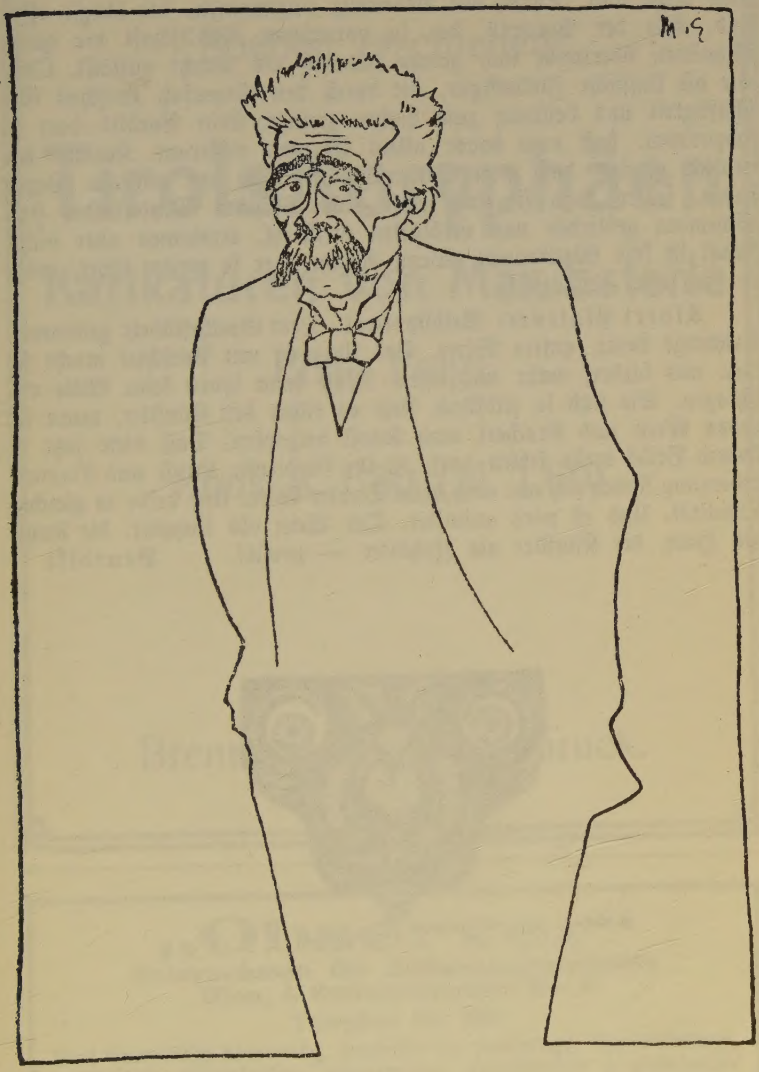
Jos. Marchesani: Matterhorn. Ein gewagtes Stück, aber von einem Künstler gesehen. Ein Aufjauchzen der Natur, ein seliges Schwimmen in Licht. Leider dilettantisch gemalt. Solche Sachen müssen breit, hastig, im Arbeitsfieber, nur in den allernötigsten Klexen hingesetzt werden. Zwingt der Maler durch Bedachtsamkeit und glattdetaillierende Technik das Auge in nähere Distanz, dann verfließt die Freude des Betrachtens in Enttäuschung.

M. von Esterle: Porträt des Herrn Heinr. Kühn. Der ewige Schneemaler als Porträtist. Ein Rückfall in Jugendsünden. Aber die Jugend ist vorbei und mit ihr die sorglose Routine. So enttäuscht der Karikaturist mit unscharfer Charakterisierung, der Lichtmaler mit dunkeln und etwas schmutzigen Farben. Es ist alles gequält, kompliziert, auf Umwegen erreicht, eine Art Feststellung bekannter Tatsachen, kurz eine Studie. Wirkliche Studien mißlingen ja immer, und je mehr sie mißlungen sind, desto mehr hat der Maler dabei gelernt und desto eher wird er uns das nächstemal überraschen können. Aber es wäre vielleicht besser gewesen, mit der öffentlichen Schaustellung auch so lange zu warten.

Die Kunsthandlung Unterberger hat eine Neuerung eingeführt, die Schule machen wird. Sie eröffnet eine moderne Serie der Geschmacklosigkeiten mit dem Fassadenplan einer ganzen Straßenfront, wie sie nicht sein soll. Das ganze Land seufzt bekanntlich unter den Maurermeistern, während Innsbruck den Vorzug genießt von diplomierten verschandelt zu werden. Da ist es nun sehr verdienstlich, die Öffentlichkeit durch abschreckende Beispiele vor der gefürchteten Maltabubenarchitektur zu warnen und für baulustige Kapitalisten die Adresse des Schöpfers beizufügen, damit sie sich den Namen merken. Bravo Unterberger!

O. Rasim: Drei Landschaften. Entschieden besser als die letzten. Immerhin haben sich Rasims Beziehungen zur Kunst nicht geändert. Ihm ist das Schneemalen nichts als ein höchst einfacher, schematischer Trick, den man sich von einem anderen abguckt. Mit diesem Trick in der Tasche begibt man sich zur Jagd auf Natur. Resultat: Bluff in Blau oder Esterle leicht gemacht. Es ist aber töricht, sich mit dem ernähren zu wollen, was ein Anderer verdaut hat. Durch den falschen

(gez. von Max v. Esterle.)



Alma Mater
Oenipontana I.

Prof. Rudolf von Scala

Schluß wird Rasim verleitet mit Trümpfen herumzuwerfen, die keine mehr sind, Türen mit Vehemenz einzurennen, die längst offen sind. Wie der Parvenü, der in vornehmer Gesellschaft die guten Manieren übertreibt und gerade dadurch als unecht auffällt. Oder wie die klassische Zirkusfigur, die durch den Gegensatz zwischen Geschäftigkeit und Leistung zum Lachen zwingt. Kein Vorbild darf so faszinieren, daß man davor allem Eigenen mißtraut. Kramer hat neulich gezeigt, daß man Winterschönheit auch auf anderen Wegen findet, sofern man sie nur selbst sucht. Rasims Winterbilder sind Schemata geblieben und verblüffen vielleicht, erwärmen aber nicht. Kunst ist kein Wettrennen. Wenn Rasim aber so weiter fährt, endet er doch noch unplaziert.

Albert Plattner: Selbstporträt. Dem Goethestübele gewidmet. Prächtige Leute, unsere Wirte. Der Umgang mit Praschlet macht sie treu und bieder, wahr und offen. Man kann ihnen keine Bitte abschlagen. Sie sind so selbstlos. Und es rührt den Künstler, wenn sie neben Wein und Kracherl auch Kunst verzapfen. Daß diese jetzt in keinem Beisel mehr fehlen darf, ist ihr Verdienst. Kunst und Damenbedienung finden sich nur noch beim Tiroler Wirt. Und beide in gleicher Qualität. Und es wird animiert. Der Wein als Kuppler, die Kunst als Hure, der Künstler als Zuhälter — prosit! Benedikt.

Soeben erschienen:

Tirols Koryphäen

Karikaturen von Max Esterle

Erste Folge.

Preis K 1.80 (M. 1.60)

Brenner-Verlag, Innsbruck.

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Urteile über den „Brenner“.

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ... Im Ganzen ist „Der Brenner“, wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ... So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner“.

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner“, eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner“. Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.